

Nr. 185. Bromberg, den 30. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.
(15. Fortsetzung ——— (Nachdruck verboten.)

Wärter Nummer acht.

„Wärter Nummer acht!" rief Dr. Lux beim Morgenappell.

„Hier!" schrie Klaus, jetzt Nicholas Bender, zurück. Die Tänzerin hatte Wort gehalten.

„Sie werden ab morgen den Dienst in der Sprechstunde übernehmen. Sie können mit besseren Patienten umgehen, wie?"

„Kann ich," versicherte Klaus und schlug die Hacken zusammen. Er hatte ein Riesenglück.

„Schön. Für heute haben Sie frei. Sehen Sie sich nur um, damit Sie morgen überall Bescheid wissen."

Das ließ sich Klaus nicht zweimal sagen. Unter der Maske des lernbegierigen Neulings steckte er seine Nase in jeden Winkel, tatsächlich in jeden Winkel. Er hegte zwar nicht den vermessenen Gedanken, irgendwo auf seinen Bruder zu stoßen, aber er hoffte, irgend eine nützliche Spur zu entdecken und gravierende Momente für Lux und die Tänzerin ans Licht zu fördern. Nach einigen Stunden war er mit dem Riesenbau der Angelschen Klinik leidlich vertraut und strolchte durch den Park. Der war mit seinen ehrwürdigen Baumbeständen wie eine grüne Insel in dem steinernen Meer der Großstadt. Das niedere Gebäude, das Klaus seinerzeit für eine Domestikenunterkunft gehalten hatte, entpuppte sich als das Laboratorium. Es war auffallenderweise direkt an die Seitenwand des Herrschaftshauses angebaut. Nebenan lag eine primitive Baracke, die als Tierhalterei diente und die zu wissenschaftlichen Experimenten benötigten Versuchstiere enthielt.

Klaus setzte sich auf eine der vielen Bänke, ließ den Blick über die Dächer gehen und bemerkte bei dieser Gelegenheit etwas außerordentlich Seltsames. Zwischen dem Giebel des Herrschaftshauses und dem der Klinik war eine sehr dünne Kupferlitze ausgespannt und beidendig durch kleine Porzellaneier isoliert. Da sie sich in 20 Meter Höhe befand und ziemlich oxydiert war, konnte sie nur ein sehr scharfes Auge wahrnehmen. „Eine Antenne!" war Sanders erster Gedanke. Merkwürdigerweise konnte er jedoch nirgends einen Ableitungsdraht entdecken, so sehr er sich auch die Augen aus dem Kopfe bohrte.

Hm, was sollte eine Antenne, die keine Ableitung nach unten hatte? Es war nicht einzusehen. Eine halbe Stunde lang beschäftigte ihn das Problem. Ohne Erfolg. Er stand mißlaunig auf und war im Begriffe, in die Klinik zu gehen, als er an einem Fenster des Laboratoriums einen Greis bemerkte, auf den das Bild in der Manhattan-Weekly-Preß paßte. Angel? Ein mittelgroßer, in Schwarz gekleideter Herr mit einem stark gewölbten Rücken und einer in Glacéleder steckenden, leblosen Hand. Ein ernstes Antlitz, ein weißer Bart, aber große, jugendliche Augen von einem so wundervollen Blau, wie es Sander nie zuvor gesehen hatte.

Klaus erkundigte sich und erhielt die Bestätigung, daß es Angel sei. Er nahm den Eindruck mit sich: eine sympathische und ehrfurchterheischende Persönlichkeit!

Sanders Schlafkämmerchen lag unter dem Dach, am äußersten, dem Herrschaftsbau zugekehrten Ende der Klinik. Bevor Klaus schlafen ging, kam ihm eine Idee. Er beugte sich weit aus dem Mansardenfenster und konnte so die Befestigungsstelle der ominösen Kupferlitze mit dem Blick aus ziemlicher Nähe erreichen. Der Mond leuchtete. Zu seinem Erstaunen entdeckte er, daß doch eine Ableitung nach unten vorhanden war, aber so glänzend kaschiert, daß ein weniger guter Beobachter sie nie und nimmer aufgespürt hätte.

Es führte nämlich von der Antenne weg ein unendlich feiner Draht in Form einer L-Leitung nach dem Fenster des ersten Stockes, das, wie er wußte, zu der Wohnung des Oberarztes gehörte. Und damit begann sein Verdacht sich zu verdichten. „Wozu diese Geheimniskrämerei?" fragte er sich. „Wozu, wenn es sich um eine gewöhnliche Antenne handelt? Es ist doch kein Verbrechen, Radiohörer zu sein." Da stimmte etwas nicht. Dieser Lux sah nicht danach aus, als ob er für harmlose Rundfunkstunden viel übrig hätte.

Man mußte dahinterkommen. Aber nicht heute mehr. Er war so müde, daß er augenblicklich einschlief.

Kapitel 10.

Ein zweites Lourdes.

Angels Ordinationszimmer lag im Erdgeschoß der Klinik. Es war ein großer, elfenbeingelb gekachelter Raum, der Ströme von Licht aus gigantischen Fenstern empfing und mit der komplizierten Apparatur des modernen Diagnostikers vollzählig ausgestattet war. Geräuschlose Schiebetüren verbanden ihn mit einem breiten, mit Blattpflanzen geschmückten Korridor, der als Warteraum diente.

Hier hielten sich die Kranken und deren Angehörige auf, ehe sie zur Untersuchung kamen. Hier gab es Typen der heterogensten Berufsstände, Vertreter von Arm und Reich, Hoch und Nieder. Die Lady saß neben einem verhungerten Artisten, der Senator neben einer Dirne, der Gentleman neben dem Arbeiter. Ein zweites Lourdes. Es gab keine Klassen. Nur Menschen, leidende Menschen, die Hilfe suchten. Manche beklagten diese Gleichmacherei, von der der Professor nicht abging. Nun gut, es stand jedem frei, zu gehen, wenn ihn das Milieu irritierte.

Aber es ging keiner. Mit jeder Woche kamen mehr. Manchmal bildeten die Wartenden eine endlose Schlange bis hinaus in den Park. Denn es gab nur einen Tommy Angel in Newyork.

Der Professor befaßte sich grundsätzlich nur mit schweren Fällen, am liebsten mit solchen, die von anderen Ärzten als unheilbar bezeichnet waren. Er schnüffelte förmlich nach ihnen. An denen erprobte er dann seine ans Wunderbare grenzende Kunst. Man munkelte, er habe sie in 20jähriger, weltentrückter Arbeit erworben. Tommy Angel erfaßte das Wesen einer Krankheit sozusagen mit einem einzigen Blick. Waren Voruntersuchungen nötig, so besorgten das seine Assistenten und erstatteten ihm Bericht. Seine Diagnosen waren wie Diamanten. Sie vertrugen jede Nachprüfung. Man konnte sich nicht erinnern, daß der Professor je eine falsche Diagnose gestellt hätte. Diagnose und Therapie waren seine Domäne. Alles andere bekümmerte ihn nicht. Die Festsetzung des Honnorars, die Aufsicht über den Betrieb, geschäftliche Fragen überließ er seinem Oberarzt. Es hieß, in der freien Zeit arbeite der Professor an der Verbesserung seiner Methoden. Dann war er stundenlang für niemand zu sprechen. Seine Behandlungsmethoden waren eigenartig, die verabreichten Arzneien und Präparate wurden von ihm selbst hergestellt

Er war ungeheuer beliebt. Gerade bei den Massen. Man flocht Legenden um seine Person und sein Wirken

Man vergötterte ihn. Wo er sich blicken ließ, erstarben die Gesichter in Demut und lebten auf in brünstigem Vertrauen. Man nannte ihn einen neuen Heiland. Die Macht seiner Persönlichkeit war so groß, daß viele sich gebessert glaubten, wenn er sie nur ansah. Ein geheimnisvolles Fluidum strömte von ihm in die Leidenden, die den armen Pulsschlag ihres Lebens mit seiner Kunst unlöslich verbunden fühlten.

Eine Massenpsychose ergriff die Menschen. Gelichter, das weder Gott noch den Teufel fürchtete, gemeinster Abhub, zog verlegen die Mütze, wenn Tommy Angel sich auf der Straße sehen ließ. Seine Erfolge waren etwas so Zwingendes, daß es die Gemüter einer ganzen Stadt erregte. —

Das alles hatte der neue Wärter, Nicholas Bender, im Verlauf von drei Tagen in Erfahrung gebracht. Er verdankte seine Stellung der Fürsprache der Tänzerin bei Dr. Lux. Er trug seit drei Tagen eine zebrafarbene Dienerjacke und benahm sich wie ein wohlerzogener, geräuschloser Domestik. —

Augenblicklich sortierte er klirrende Instrumente in ein gläsernes Schränkchen. Es ging gegen 8 Uhr. Man erwartete den Chef. Durch die Schiebetüren drang das Raunen vieler Menschen, wie das Tosen einer Brandung.

Glock acht, wie immer, erschien Angel, von dem Oberarzt begleitet. Er setzte sich in den schwarzen Ebenholzsessel, dessen Armstützen von zwei liegenden Löwenleibern gebildet wurden. Der Professor war in einen weiten Mantel aus schwarzer, stumpfer Seide gehüllt, über dessen oberen Teil der Bart wie eine silberne Welle floß. In dieser Stellung sah man weder den Höcker noch den verkümmerten Arm. Man sah nur ein scharfgeschnittenes, edles Greisenhaupt über einem Grund von matter, dunkler Seide.

Dr. Lux hielt Vortrag, lässig an das Stativ eines Pantostaten gelehnt und mit dem Hörrohr spielend. Seine feuchten, schwarzen Rattenaugen liefen durch den Raum. Das grelle Weiß seines Visitenmantels schmerzte. Sein Scheitel war wie eine Allee. Als Dr. Lux fertig war, befahl er dem Wärter:

„Los, Bender, der erste."

Klaus rollte eine der Türen zur Hälfte zurück. Man schob die Kranke herein. Sie saß in einem Fahrstuhl. Es war eine junge Frau aus den untersten Ständen. Als Klaus die umhüllende Decke zurückschlug, sah man schmerzverzogene Glieder und spindelig aufgetriebene Gelenke. Knochentuberkulose, von fünf Autoritäten für unheilbar erklärt.

Angel umfaßte die Jammergestalt mit einem langen Blick. Sein Auge, dieses machtvolle, kobaltblaue Auge, kreiste wie ein Adler um den abgezehrten Körper. Dann zog er sich gleichsam beruhigt hinter die Lider zurück. Angel fragte schläfrig:

„Bei welchen Ärzten waren Sie, Frau?"

Sie nannte die Namen. Es war ein Spezialist für Tuberkulose darunter.

„Und?"

„Sie sagten, man könne nichts machen. Die Krankheit sei schon zu weit vorgeschritten. Das heißt, meinem Manne sagten sie das."

Angel richtete den zusammengesunkenen Oberkörper langsam auf, sein großes Auge deckte das verhärmte Gesicht des Weibes förmlich zu und er sagte mit einer klangvollen, tröstenden Stimme:

„Sie brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben, liebe Frau. Wir werden Ihnen helfen. In acht Wochen können Sie bereits mit dem Stock gehen." Dann wendete er sich an seinen Oberarzt: „Wir geben zweimal wöchentlich fünf Kubikzentimeter von Präparat 333. Daneben Höhensonne und Arsentropfen."

Dr. Lux notierte es.

Das Weib mit den freudlosen Augen empfing die Botschaft wie ein Evangelium, gläubig bis in die letzte Faser. Tränen rollten über ihre Wangen. Sie stammelte einen Dank.

Angel strich ihr begütigend über den dünnen, mißfarbenen Scheitel. Seine Augen waren voll Barmherzigkeit und einem kinderreinen, strahlenden Blau. Er mahnte freundlich:

„Die nächste, Bender."

Peters Schriftzüge.

Um 1 Uhr war die Vormittagssprechstunde zu Ende. Klaus bekam Auftrag, den Oberarzt zu begleiten, der die angeforderten Medikamente an die Pfleger verteilte. Nummer 333 war eine hellgelbe Flüssigkeit, in winzige Glasröhrchen eingeschmolzen. Als sich der Abgaberaum, der im Laboratorium war, leerte, ordnete Dr. Lux an:

„Wir gehen jetzt noch auf Saal VIII, Bender."

Saal VIII war mit Patienten belegt, die ausschließlich durch den Oberarzt ohne Zuziehung eines anderen Assistenten behandelt wurden. Die Therapie bestand darin, daß Lux jedem der Kranken eine Spritze voll weißlichtrüber, serumähnlicher Flüssigkeit in eine Vene des Armes injizierte, welche er einem Fläschchen entnahm, das Klaus halten mußte.

Bei der vierten Einspritzung machte Sander eine Entdeckung, die ihn so erregte, daß er zu zittern begann. Zufällig, rein zufällig hatte er das Gläschen so gedreht, daß ihm die Etikette in die Augen fiel. Er stutzte. Es war irgend etwas Lateinisches, ohne Belang. Aber die Schrift! Diese Schrift kannte er doch! Das war doch die Linienführung Peters! Ganz deutlich unterschied er die charakteristischen, schrägen, etwas zitterigen Buchstaben seines Bruders.

Er preßte die Lippen zusammen und beherrschte sich fast übermenschlich. Der andere da, dieser Lux, durfte um Himmels willen nichts merken.

Lux merkte nichts. Er erkundigte sich vielmehr mit lächelnder Selbstgefälligkeit bei dem Patienten, wie es ihm ginge. Es war ein Bankdirektor, der die zweite Spritze bekam.

„Besser, Herr Doktor, bedeutend besser! Ich fühle mich wie neugeboren. Mein Gedächtnis, Elastizität und Energie, alles stellt sich wieder ein. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie glücklich ich bin. Mit 50 Jahren gehört man doch noch nicht zum alten Eisen, wie?"

„Freut mich, daß Ihnen die Verjüngungskur bekommt. Ehrlich gesagt, waren Sie eine Ruine, eine geistige Null, als Sie vor acht Tagen bei uns eintraten", lächelte Lux und steckte das Fläschchen mit dem Medikament in die Manteltasche. Der Direktor war der letzte Patient.

Klaus war durch diese neue Wendung kaum mehr überrascht. Nun war er sicher, daß es sich um Peters Schrift handelte und um — sein Vitalin. Er hatte eine Spur gefunden, eine unerwartete, unbezahlbare Spur. Er beeilte sich, dem Oberarzt zu folgen, der rasch den Saal verließ. Draußen wendete er sich in unverfänglicher Weise an Dr. Lux:

„Dieses Verjüngungsmittel scheint ja Wunder zu wirken. Wohl eine ganz neue Erfindung?"

„Sie können jetzt zum Essen gehen, Bender. Ich brauche Sie nicht mehr," sagte der Oberarzt grob, ließ Sander stehen und schritt eilig den Gang hinunter.

„Aha!" murmelte Klaus und kannte sich aus. Sein Kopf wirbelte. Also Verjüngungskuren wurden hier vorgenommen, mit einem Präparat, das unzweifelhaft von Peter stammte. Natürlich, wie hätte denn sonst Peters Handschrift auf die Etikette kommen sollen? Wie aber kam Lux zu Peters Erfindung, wenn es so war? Wußte Angel um die Sache? Man traf auf lauter Rätsel. Er würgte mechanisch sein Essen hinunter, ging dann auf sein Zimmer und überlegte.

Es brannten ihn nachgerade so viele Fragen auf der Seele, daß sie ihn zu ersticken drohten. Nur ein kühner Vorstoß konnte Besserung schaffen. Man war zu vorsichtig; darum wurde die Angelegenheit immer verwirrter. Man mußte aktiver sein, handeln. Man mußte vor allem das Zimmer von diesem Lux durchsuchen, wo gewiß neues Material lagerte. Ja, das mußte man. Und er beschloß, bei nächster Gelegenheit diesem Vorsatz die Tat folgen zu lassen.

Die Gelegenheit bot sich schneller, als er dachte, nämlich noch am selben Nachmittag. Er wußte, daß Lux die Klinik verlassen hatte und vor einigen Stunden nicht zurückkehren würde. Er schlich in den ersten Stock, vergewisserte sich, daß niemand in der Nähe war, und öffnete mit einem Nachschlüssel die Zimmertür.

Hinter der Tür hing der Visitenmantel von Lux. In der Tasche stak das geleerte Fläschchen. Klaus zog einen alten Brief von Peter aus seinem Portefeuille und verglich die beiden Handschriften. Es waren dieselben. Er betrachtete die Etikette und sagte sich: Selbstredend ist das Peters geniale Pfote, so sicher als zweimal zwei vier ist! Der Schnörkel beim G und H, der altmodische Haken beim C sind unverkennbar. Es gibt keinen Zweifel, dieser Schild ist von meinem Bruder geschrieben. Freiwillig? Er ist doch nicht wahnsinnig. Man wirft ein solches Geheimnis doch nicht dem Nächstbesten in den Rachen.

Dann suchte er weiter. Und zwar nach dem Zuleitungsdraht der famosen Antenne. Aha, dicht unter dem hölzernen Fensterkreuz lief der feine Draht ins Zimmer, um hinter einem mächtigen Schrank aus heller Eiche zu verschwinden. Dieser Schrank interessierte Klaus brennend. Das Öffnen des Schrankes bereitete gewisse Schwierigkeiten, da das Schloß eine komplizierte Konstruktion hatte. Nebenbei überlegte Klaus, wie er sich im Falle einer Entdeckung verhalten solle. „Über den Balkon ins Freie, so war es richtig. Es war ja nur erster Stock!" Natürlich hoffte man nicht —. Es wäre sehr peinlich und seine Rolle hier wäre ausgespielt; aber es mußte eben riskiert werden. Er mußte Gewißheit haben.

Schließlich brachte er das Schrankschloß mit einem gewöhnlichen Draht auf, den er sich zurechtgebogen hatte. Er prallte erstaunt zurück. Der Inhalt des Kastens war sehr eigentümlich: ein hochwertiger Empfangsapparat und gleichzeitig ein kleiner Sender von hoher Leistungsfähigkeit. Der Sender war eine Hochfrequenzmaschine, mit der sich in radiotechnischer Hinsicht schon etwas ausrichten ließ. Zurzeit waren sowohl Empfänger als Sender auf die Wellenlänge 2210 eingestellt. Klaus merkte sich diese Zahl. Später brachte er in Erfahrung, daß diese Wellenlänge weder für den üblichen noch für den postalischen Sendebetrieb in betracht kam. Es war eine rein private, nicht erlaubte Wellenlänge. Der Erdungsdraht lief durch den Boden des Schrankes und durch den Fußboden, vermutlich zu irgendeinem Wasserleitungsrohr. Sander grübelte:

„Zu welchem Zweck braucht dieser Mensch einen eigenen Sender? Die ausgefallene Wellenlänge erklärte sich leicht aus dem Bestreben, nicht anderweitig zu kollidieren. Aber die Tatsache des Senders? Wahrscheinlich, um mit jemand in Verbindung zu treten, dessen Gegengerät ebenfalls auf Welle 2210 lautet. Ich kalkuliere, daß ich diesen Jemand bald heraushaben werde," brummte er und hatte eine Idee. Sein Gesicht war voll Zuversicht. Ihm war, als hielte er mit dieser neuesten Entdeckung den Schlüssel zu allem weiteren in der Hand.

Seine anderen Nachforschungen sowohl in diesem als dem anstoßenden Zimmer blieben erfolglos. Sie waren auch ein wenig oberflächlich, weil er mit dem Öffnen des Schrankes soviel Zeit vertan hatte, daß ihm die Sache mit Luxens Heimkehr nicht mehr recht geheuer war. Das Auf- und Zusperren des Schlosses hatte ihn über eine Stunde beschäftigt. Egal, er war auch so zufrieden mit dem Resultat.

Geräuschlos trat er den Rückweg an. Kein Mensch lief ihm in die Quere. In seinem Zimmer angelangt, kleidete er sich für einen Ausgang um.

(Fortsetzung folgt.)

„Des Meeres und der Liebe Wellen".

Der Heiratsmarkt auf Touristendampfern.

Von **M. Sidorow.**

Als der Dampfer „Calgaric" der White-Star-Line von einer Fahrt um das Nordkap nach Liverpool zurückkam, stellte es sich heraus, daß nicht weniger als sieben Verlobungen an Bord geschlossen worden waren. Obwohl dieser Fall als ein ganz besonders einleuchtendes Beispiel der zauberischen Macht der See, junge Leute einander in die Arme zu treiben, anzusehen ist, bezeichnet er doch keineswegs einen Rekordfall. Einen Rekord in dieser Beziehung hat die berühmte Touristenjacht „Midnight Sun" im Jahre 1920 aufgestellt. Während einer einzigen Nordlandreise hatten sich sämtliche an Bord befindlichen jungen Mädchen mit ihren Reisegefährten verlobt! Sogar zwei Steuerleute, die noch ledig waren, hatten sich während der Fahrt entschlossen, zu heiraten. Ein Schiffsoffizier verlobte sich mit einer adligen Dame aus Schweden, während ein anderer Schwiegersohn eines amerikanischen Tabakkönigs wurde. Das Schiff erhielt den Spitznamen „Liebesdampfer" und konnte in der Tat nach dieser „verhängnisvollen" Fahrt unverheiratete Offiziere nicht länger als auf die Dauer von zwei oder drei Reisen behalten. Der Ruf des verzauberten Schiffes verbreitete sich in der ganzen Welt, besonders aber in den angelsächsischen Ländern. Es war die erste Zeit nach dem Kriege. Viele große Schiffe lagen leer mit großen Besatzungen an Bord. Schiffsreedereien hatten gegen Kriegsende unzählige Dampfer gebaut, die jetzt allen Erwartungen zum Trotz keine Verwendung fanden. Man hatte sich in der Beurteilung der wirtschaftlichen Konjunktur nach Kriegsende stark geirrt. Die Frachtsätze gingen von Tag zu Tag herunter und ein Börsenkrach ohnegleichen ruinierte viele Inhaber von Schiffspapieren in England, Amerika und Skandinavien. Die Reedereien verloren enorme Summen, die sie von Monat zu Monat für Versicherungen, Hafenunkosten und Erhaltung ausgeben mußten. Teure Dampfer, deren Baukosten Vermögen verschlungen hatten, lagen bereit, in See zu stechen, hatten aber weder Fracht, noch Passagiere.

Der Erfolg der Touristenreise der „Midnight-Sun" gab den Reedereien eine Anregung. Eine amerikanische Gesellschaft kam auf den glücklichen Gedanken, ihre brach liegenden Dampfer für Touristenreisen großen Stils auszurüsten. Es gab viele Kriegsgewinnler, vor allem in Amerika, die etwas von der Welt sehen wollten. Man machte den ersten schüchternen Versuch einer Gesellschaftsfahrt über den Atlantik nach Paris, die großen Erfolg hatte. Bald waren die Zeitungen sowohl in Amerika wie in England überfüllt von Ankündigungen großer Vergnügungsreisen. Das Resultat war überraschend. Reiselustige Touristen stürmten die Billettbureaus der Reedereien. Ledige Geschäftsleute mit frischer Unternehmungslust und mit dem Gedanken, in neuen Ländern neue Betätigungsgebiete zu finden, meldeten sich in Massen. Für manche Mütter war es ein glücklicher Zufall, auf den sie lange gewartet hatten. Während des Krieges hatten ja die Männer anderes zu tun, als ans Heiraten zu denken.

Und so wiederholte sich die alte, ewig neue Geschichte. Schöne helle Nächte, leuchtende Sterne am Tropenhimmel, Mondschein und zauberhafte Bilder — alles stimmte romantisch und entfesselte schlummernde Liebesgefühle. Nicht einmal der eingefleischteste Junggeselle konnte diesem Zauber widerstehen. Einer nach dem anderen wurde von Amors Pfeilen getroffen. Es klingt phantastisch, ist aber dennoch wahr, daß eine einzige Reise rund um Afrika mit 83 Verlobungen endete. Nicht immer geschieht es aber, daß ein Junggeselle während einer Reise sich ohne weiteres dem Angriff eines heiratslustigen jungen Mädchens ergibt. Die Tochter eines reichen amerikanischen Bankiers verliebte sich in den Offizier eines Touristendampfers, der ein geschworener Ehefeind war. Sie mußte sieben Reisen machen, bis sie ihr Ziel erreicht hat! Während der siebenten Reise machte der Offizier der energischen jungen Dame endlich den langersehnten Heiratsantrag, stellte aber als Bedingung der Eheschließung seine Beförderung zum Kapitän.

Auch läuft eine auf einem Dampfer geschlossene Ehe nicht immer glücklich aus. Vor kurzem geschah es, daß ein junger englischer Offizier, Erbe eines klingenden Titels und eines großen Vermögens, während einer Reise nach Indien sich in eine bildschöne junge Französin verliebte. Seine Gefühle wurden erwidert. Nichts konnte das junge Paar von einer sofortigen Heirat abhalten, die auch nach der Ankunft in Bombay geschlossen wurde. Die junge Lady weigerte sich aber, in Indien zu bleiben. So stark war ihre Macht über den in sie bis über die Ohren verliebten jungen Ehemann, daß sie es fertig brachte, ihn zu bewegen, sofort sein Abschiedsgesuch einzureichen. Das war aber nicht so leicht getan als gesagt. Vor allem wollte seine Familie von einem Austritt aus dem Regiment nichts wissen, außerdem mußte er die Einwilligung des Kriegsministeriums abwarten. Die Ehe mußte also zuerst geheimgehalten werden. Der junge Offizier ließ seine junge Frau in einem Hotel in Bombay zurück und suchte seine Garnisonstadt auf, wo er dem Oberst Bericht über die ganze Sache erstattete. Der Oberst riet ihm von einem endgültigen Austreten aus dem Regiment ab und bewilligte einen dreimonatigen Urlaub nach London. Zum Unglück für die junge Offiziersfrau, aber zum Glück für den Ehemann, lief der Dampfer auf der Heimreise nach London in Marseille an. Als das Paar an Land gehen wollte, wurde die Lady von einem Detektiv im Hafenbureau verhaftet. Das war der Schluß des Dampferromans. Es stellte sich heraus, daß die „Lady" die legitime Frau eines Bäckers aus Marseille war, dem sie ausrückte, nicht ohne seine sämtlichen Ersparnisse mitzunehmen. Sie hatte sich einen falschen Paß verschafft und hatte sich auf dieselbe Art schon mehrere Male verheiratet. Sie befand sich unterwegs nach Indien, um dort einen vierten Mann — ohne geschieden zu sein — zu ehelichen, lernte aber den Engländer kennen und entschloß sich, ihn als Ersatz für den wartenden Bräutigam zu nehmen. Ein anderes Mal heiratete der Kapitän eines großen Touristendampfers eine reiche Witwe, die angeblich Silberminen in Mexiko besaß. Der Kapitän war ein wenig überrascht, als er erfuhr, daß die reiche Mexikanerin in Wirklichkeit ein Dienstmädchen aus Baltimore war.

Der Talisman.

Skizze von **Paul Goch.**

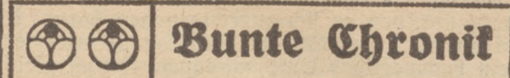
Hinter seinen Partnern, die in ihren weißen Trikots leicht und graziös herein sprangen, kam er kreischend und schreiend in die Manege. Im Kampf mit seinen zu großen und viel zu weiten Kleidern stolperte, fiel, rollte er bis in die Mitte des weiten Kreises. Dort blieb er liegen, ein schier unentwirrbares Bündel von Stoff, Staub und leise zuckenden Gliedern. Doch plötzlich schnellte er auf und verneigte sich vor dem lachenden Publikum. Als er seine Hand in den übergroßen weißen Handschuhen mit komischem Pathos an das Herz drückte, erstarb — nur für einen Augenblick — das Lachen auf seinem bunt bemalten Gesicht. Sein Talisman! Mit zitternden Fingern tastete er nach dem kleinen, silbernen Kreuz. Seine Mutter, die — eine Ausnahme in der Familie — eines natürlichen Todes starb, hatte ihm mit brechenden Augen das Kleinod umgehängt. Es

war sein Schutz gegen alle Gefahren, die auf ihn lauerten, wenn er unter dem gewölbten Dach des Riesenzeltes von Trapez zu Trapez durch die Luft wirbelte. Allabendlich trug er es auf der nackten Haut — und heute . . . hatte er es in seiner Garderobe liegen lassen?

Während er lachend und johlend nach allen Seiten nickte und winkte, Gesichter schnitt und Kußhändchen warf, überlegte er angstvoll, wie er hinaus laufen könnte in seinen Wagen, den Talisman zu holen. Eine komische Flucht? Sie gehörte zu seinem Programm. Aber kaum hatte er ein paar hastige Sprünge zum Ausgang getan, so wurde er von den betreßten Lakaien gepackt und festgehalten. Trotz seines Widerstandes und seines Bittens — wer ahnte seine Angst und Verzweiflung — wurde er an das Seil gebunden und unter dem Jubel der Zuschauer in die Höhe gezogen. Dann stand er droben auf dem schmalen Brett, von dem er tolpatschig, gedankenlos mit einem großen Schritt ins Leere tappen mußte. Schon schwang sich sein Partner, der ihn im Fluge auffangen sollte, in den Knien an der Schaukel hängend, in weitem Bogen durch den Raum. Noch dreimal hin und her, er zählte zitternd: eins, zwei — ein kurzer Ruf — und drei, er stolperte hinaus, die Augen weit aufgerissen. Die Hände zum schnellen Griff bereit, fiel er — sein Talisman! — nahm dieses Stürzen heute kein Ende? — da — jetzt — ein Knall der Hände, die ineinander klatschend sich umklammerten, die Wucht des Falles schwang ihn zurück bis an das Dach des Zeltes. Es war geglückt, trotz allem, auch ohne das kleine Kreuz auf seiner Brust. Törichtes, abergläubisches Herz! Er lachte übermütig und sprang, fiel, schwebte toller, grotesker, lustiger denn je. Das Publikum schrie, jubelte, kreischte, klatschte, und er stand wieder droben auf dem kleinen Brett und grinste, feixte, winkte.

Doch als er ausruhend auf der Stange saß und unter ihm die weißen Körper seiner Partner durch die Luft glitten, da packte ihn von neuem die Angst bohrend, pochend. Jetzt kamen die dreifachen Saltos, der eine quer durch den weiten Raum, der andere hinunter in das gespannte Netz, das Netz, in dem sein Vater, wie eine Puppe schlapp zurückgeschleudert, regungslos liegen geblieben war. Heute nicht hinunter in das Netz! Doch zischend schoß das grelle Licht der Scheinwerfer herauf zu ihm, die lärmende Musik verstummte jäh; und drüben stand, grau, fahl, mit hohlen Augen, drei Finger drohend in die Höhe streckend — der Tod! — sein Kamerad. In der Stille des riesigen Zeltes verflatterte sein Ruf: Salto . . . Zelt . . . ins Netz. Ins Netz! Ins Netz! Tief unten rollten dumpf die Trommeln. Jetzt waren tausende Augen starr auf ihn gerichtet, jetzt galt's. Er beugte sich weit vor, sah erschaudernd hinunter in den Abgrund und — lachte, seine Knie schwankten — er wiegte sich im Takt, der Angstschweiß klebte ihm an der Stirn — er schnitt Grimassen, seine Hände zitterten — er schwenkte sein buntes Tuch, warf's in die Luft, wollte es fangen, verlor das Gleichgewicht, schrie schrill auf, stürzte und hing schon am Trapez, die Weiber unten kreischten auf, er schwang sich an den Seilen hoch empor, zurück und wieder in die Höhe. Das gab ihm Mut, noch war die Gefahr fern, erst später dann, im Netz, doch jetzt — Sich dreimal überschlagend flog er durch die Luft hinüber zum Trapez, sausend zurück und hin und her, und auf und ab. Wie oft noch? Schon rief sein Kamerad aufmunternd: Los! Von unten kam ein Murmeln und Gesumm, die Menge wurde ungeduldig. Er mußte hinunter — in das Netz — den Tod, er mußte. Mit gewaltigem Schwung wirbelte er in die Tiefe und fiel mit gestrafftem Rücken in das Netz, das ihn zurück warf, ein leichter Schwung noch, er stand auf den Füßen, ein paar schnelle Schritte über den schwankenden Boden, er glitt am Seil hinab und sprang auf die Erde. Erst starrte er wie betäubt in den Wirbel der blendenden Lichter, des tosenden Beifalls, der aufbrausenden Musik; dann, plötzlich erwachend, überkam ihn ein heißes, tolles Gefühl des Glücks, der Freude, des Übermutes. Er war gerettet! Jubelnd, lachend, johlend rannte er zum Ausgang und wieder hinein in den Wirrwarr und Lärm der klatschenden, schreie. den, tobenden Menschen, er verlor im Laufen den Rock, die Schuhe, ja sogar die viel zu weite Hose, die Zuschauer brüllten vor Vergnügen, und er im Rausch, im Taumel schnellte sich hoch empor, drehte sich einmal, zweimal, sah plötzlich — dort — an der Wand — am Nagel — den Talisman, er wollte danach greifen. — Ein dumpfer Fall, Lakaien liefen. Die Menge stutzte. Zehn Reiter sprengten mit Peitschenknall in die Manege. Trompeten schmetterten. Bravo! Die nächste Nummer.

Er lag in seinem Wagen mit gebrochenen Gliedern. Ihm zu Häupten an der Wand hing an einer seidenen Schnur das kleine silberne Kreuz. Ein gläubig Frommer nahm es und klemmte es dem Röchelnden zwischen die verkrampften Finger, der öffnete ein letztes Mal die Augen, sah den Talisman in seiner Hand, lächelte beruhigt und starb.




Bunte Chronik

*** Indiens merkwürdige Sprachen.** In Bombay hat kürzlich der englische Sprachgelehrte Sir George Grinson ein Werk über die sprachlichen Verhältnisse Indiens veröffentlicht. Er führt als besondere Merkwürdigkeit eine indische Sprache an, die weder Zeit- noch Nennworte besitzt. „Es gibt ferner Sprachen“, schreibt Sir George Grinson, „deren Phonetik kaum mehr als einige hundert Worte ergibt und die nicht einmal die einfachsten Ausdrücke für Erscheinungen des täglichen Lebens besitzen. Wieder andere weisen einen gewaltigen Wortschatz mit einer Fülle sehr differenzierter Bedeutungsmöglichkeiten auf. Einige Sprachen Indiens besitzen grammatikalisch die denkbar einfachste und naivste Synthese, während hingegen die grammatischen Systeme anderer so sorgfältig ausgebaut sind wie beispielsweise das Lateinische oder das Griechische.

*

*** Wenn man bei Schriftstellern einbrechen will.** Auch Einbrecher sind zuweilen Gemütsmenschen und verfügen gelegentlich über eine gesunde Dosis Humor. Das zeigte kürzlich wieder ein Fall in London. Da war es einem von der Gilde gelungen, in ein Haus einzudringen, das äußerlich einen guten Eindruck machte. Der Einbrecher war aber, als er „drinnen“ war, arg enttäuscht. Er war in das Haus eines Schriftstellers geraten, und er fand auf dem Tisch nur eine wirre Menge von Büchern und Manuskripten und ein Pack unbezahlter Rechnungen. Und in der Schublade lag, fein säuberlich geordnet, eine ganze Reihe von Pfandscheinen. Der Einbrecher, der, wie gesagt, ein Mann von Gemüt und Humor war, setzte sich an den Schreibtisch, nahm aus seiner Brieftasche eine Fünfpfundnote und vom Schreibtisch einen Briefbogen und hinterließ folgende Zeilen: „Ich wollte bei Ihnen einbrechen. Aber es lohnt sich nicht. Für Pfandscheine habe ich kein Interesse. Hier haben Sie fünf Pfund. Holen Sie zuerst einmal Ihre Sachen aus dem Leihhaus. Ich komme gelegentlich wieder. Dann kann ich ja sehen, ob es sich lohnt, etwas mitzunehmen.“ — Die Geschichte erinnert an eine Anekdote von Balzac, dem großen französischen Romanschriftsteller. Balzac hatte die Gewohnheit, nur nachts zu arbeiten. Er hielt es dann für unnötig, die Tür zu schließen. Eines Nachts schlich sich ein Dieb in das Zimmer. Zufällig lag Balzac diesmal im Bett. Der Dieb machte sich so leise wie möglich am Schreibtisch des Schriftstellers zu schaffen, als er plötzlich durch ein lautes Gelächter im Hintergrunde gestört wurde. Er sah sich um und bemerkte einen Mann, der aufrecht in seinem Bett saß und laut lachte. Obwohl nicht wenig erschrocken, konnte sich der Dieb doch nicht enthalten, zu fragen: „Aber, mein Herr, warum lachen Sie denn so?“ — „Ach“, antwortete Balzac, „ich lache, weil Sie hier mitten in der Nacht ohne Licht in meinem Schreibtisch nach Geld suchen, während ich selber am Tage, wenn es ganz hell ist, keines finden kann.“

*

*** Zwölf Pfennig für ein Menschenleben.** Das statistische Amt beim Gouvernement in Kalkutta veröffentlichte kürzlich genaue Zahlen über die Bevölkerungsbewegung der Provinz Bengalen während des vergangenen Jahres. Bei einer Einwohnerzahl von rund 47 Millionen wurden 1 275 000 Geburten und 1 150 000 Sterbefälle verzeichnet, so daß der Geburtenüberschuß nur 125 000 betrug. Von den Todesfällen sind nicht weniger als 460 000 auf Malaria und 360 000 auf andere „Fieberkrankheiten“ zurückzuführen. Die Cholera forderte 60 000 Opfer, an den Pocken starben 25 000 Menschen, an Lungenkrankheiten 30 000 und an der Ruhr ebenfalls 25 000. Wilde Tiere und Schlangen töteten dagegen nur rund 5000 Menschen. Der Rest der Sterbefälle war auf Altersschwäche, andere Krankheiten, Unfälle und unnatürlichen Tod zurückzuführen. Diese Zahlen beweisen zur Genüge den geradezu katastrophalen Gesundheitszustand der Provinz. Von den englischen Behörden wird nur sehr wenig für die Krankheitenbekämpfung getan. Eine jährliche Ausgabe von vier Mark für den Kopf der Bevölkerung in Kalkutta ist vollkommen ungenügend, um den Gesundheitszustand der Stadt zu bessern. Für Impfungen, ärztliche Hilfe und Sanierungsarbeiten auf dem Lande gibt die Regierung nur rund 12 Pfennige im Jahr für jeden Bengalen aus.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.